

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren für die Halle'sche Zeitung...

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 125.

Halle, Donnerstag, 15. März 1894.

186. Jahrgang.

Telegramm-Adresse: Courrier Halle'sche.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten der Halle'schen Zeitung.)

Berlin, 15. März. Der dritte Staatsberatung des Reichstages...

Berlin, 14. März. In der gestrigen Verhandlung des Reichstages...

Berlin, 14. März. Die Marineverwaltung läßt angeben...

März, 14. März. Beim Abbruch des alten Anstalts wurden...

Wien, 14. März. Die Sozialisten nahmen gestern Abend...

Abbagio, 15. März. Die Kaiserin Augusta Victoria empfing...

Abbagio, 14. März. Da sich das Wetter gebessert hat, konnte...

Paris, 14. März. Die radikale Presse sieht die Anträge...

Wien, 14. März. Der „Courier“ meldet aus Lüttich, daß...

Wien, 15. März. Dem „Journal Brevelles“ zufolge reist...

Wien, 14. März. In hiesigen diplomatischen Kreisen wird...

London, 15. März. Während eine Gruppe von 400 Schülern...

Wie de Janeiro, 15. März. Die beiden Schiffe der Kaiserlichen...

Deutsches Reich.

Der Kaiser nahm am Mittwoch Vormittag den Vertrag des Ministers...

Wie verlautet, hat der Graf von Kaiser Wilhelm durch den Vorkämpfer...

Nach dem Verlauf der beim Finanzminister Mielow am Dienstag...

Das persönliche Versehen des Ministers Thielen ist, nach der...

In dem Demers der Militärtribunale des Staatssekretärs...

Die Meldung von der Verurteilung des Abg. v. Rosdielecki...

Die „N. A. Z.“ schreibt: Ein hiesiges Blatt hatte gestern...

Es ist in der letzten Zeit wiederholt auf die Thatsache...

Die Ministerpräsidenten sind zu Göttingen nicht gekommen...

Die Kaiserliche Marine hat ein Angebot auf die Uebernahme...

Die Kaiserliche Marine hat ein Angebot auf die Uebernahme...

Die Kaiserliche Marine hat ein Angebot auf die Uebernahme...

Die Kaiserliche Marine hat ein Angebot auf die Uebernahme...

Gegen den russischen Handelsvertrag erklärte sich am Dienstag...

Die heute abendlich in der Tonhalle anwesenden konserativen...

Nach dem „Neuer Tagblatt“ wurden bei der Reichstags-...

Die Verwirklichung des deutsch-französischen Vertrages...

In den Kreisen der Berliner Anarchisten zirkuliert die Nachricht...

In der Kommission des Abgeordnetenhauses für den Gesetzesentwurf...

Dem vor einigen Monaten erschienenen ersten Theil des rüchmüthig...

Ausland.

Ceslerreich-Ungarn. Die gesamte ungarische Presse beklagt...

Italien. Der Senat hat mit 186 gegen 16 Stimmen das neue...

Der Kriegsminister Mocenni erklärte in der Deputiertenkammer...

Der Geburtsstag des Königs wurde im ganzen Lande feierlich...

Die Polizei arrestitirte fünf Freunde Vincenzoni's, des verhafteten...

England. Beglückt die gefrigen Abstimung über den Antrag...

3.ziehung des 3. Klasse 1900. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 10 columns of numbers, including sub-headers like 'Was die Gewinnlose betreffen' and 'Was die Gewinnlose betreffen'.

3.ziehung des 3. Klasse 1900. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 10 columns of numbers, including sub-headers like 'Was die Gewinnlose betreffen' and 'Was die Gewinnlose betreffen'.

3.ziehung des 3. Klasse 1900. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 10 columns of numbers, including sub-headers like 'Was die Gewinnlose betreffen' and 'Was die Gewinnlose betreffen'.

3.ziehung des 3. Klasse 1900. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 10 columns of numbers, including sub-headers like 'Was die Gewinnlose betreffen' and 'Was die Gewinnlose betreffen'.

3.ziehung des 3. Klasse 1900. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 10 columns of numbers, including sub-headers like 'Was die Gewinnlose betreffen' and 'Was die Gewinnlose betreffen'.

3.ziehung des 3. Klasse 1900. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 10 columns of numbers, including sub-headers like 'Was die Gewinnlose betreffen' and 'Was die Gewinnlose betreffen'.

Gerichtliches.

— Halle a. E., 14. März. (Schmurgelrich) Nach Anfall...

Gerichtliches.

Der Gerichtshof bildeten die Herrn Landgerichts-Direktor...

Gerichtliches.

— Weichenfels, 14. März. Das fester angeordnete Oster...

Advertisement for 'Bettfedern, Daunen, fert. Bezüge' with a large logo and descriptive text.

Advertisement for 'Halle a. S.' with a large logo and text.

Der schläfrige Dragoner.

Eine heitere Kriminalgeschichte von Hans Blum.

(Nachdruck verboten.)

Nur noch drei Wochen fehlten bis zum ersten April 187. . . Mühsam stand der Rentner Müller, dem seine vorsichtigen Eltern zur Unterscheidung von wohl Hunderttausenden seines Geschlechtes die wenig christlichen Taufnamen Apollo Sabinus gegeben hatten, in seiner Brust. Seine Augen machten kein Hehl aus der Ursache seines Mühsams. Denn sie streiften binnen weniger Minuten wiederholt die ärgerlichen gelben und rothen Zettel, welche in jedem Fenstersügelpaar des ersten Stockwerkes klebten. In riesiger Druckschrift stand darauf zu lesen:

„Diese Bel-Etage ist zu vermieten.“

„Ach, wie lange schon kleben diese Zettel da! Lange genug, daß auch die kleinsten Ueb-Schüler, welche an jedem Morgen an Apollo's Hause vorüberkamen, sie bereits zu buchstabieren vermochten und sogar schon auswendig konnten. Gleichwohl verschonte die hoffnungsvolle Jugend den Hauswirth an keinem Morgen, da sie seiner ansichtig wurde, mit ihren Buchstabenübungen vor seinem Hause:

„Die — die — je — je — je — Diese — Bel — Bel“ —

Weiter kamen die jungen Herren im Laufe der letzten Woche. Denn plötzlich öffnete sich, wenn die Leseübung so weit gebieterisch war, ein Fenster in dem vom Hauswirth selbst bewohnten „hohen Parterre“ und ein zu dem hauswirthlichen Bestiand gehöriger Kücheneimer entleerte irgend eine Flüssigkeit in der Richtung der vor den Eisentüren des Vorgartens versammelten Elementarbesessenen, so daß diese laut kreischend und jauchzend auseinanderstoben und erst außerhalb des Bereiches des „Fernhinterfessers Apollo“ den schadenfrohen Ruf erhoben:

„Eisch, Eisch! Die Bel-Etage ist immer noch nicht vermietet!“

„Die Rohheit und Verwahrlosung unserer Jugend ist doch schrecklich!“ pflegte Sabinus dann in solchen Augenblicken zu rufen, welche durch ihre Häufigkeit nichts an ihrer natürlichen Bitterkeit einbüßten. Und an dem Morgen, an dem wir seine erste Bekanntschaft machen, setzte er noch hinzu: „Ja freilich, seit dem Börjensack ist es immer weiter heruntergegangen mit den Miethehen. Ich werde die Papierwische da oben nun bald wegnehmen, damit nur der Spott und Hohn aufhört. Vermietet wird ja doch nicht. Man müßte denn so lächerliche Gebote annehmen, wie man sie allerdings tagtäglich in Hülle und Fülle an den Kopf geworfen kriegt, schriftlich und mündlich. Na, der Herr Nachbar nebenan wird auch noch ein Haar drin finden, wenn er mal fertig ist mit bauen. Aber ist das ein Trost für Unfernein? Ist etwa hier die Gegend nicht hochfein? Die Straße breit, cementirt, mit jungen Linden bepflanzt und mit Vorgärten vor den Häusern. Mitten durch läuft der Fluß. Am Ende derselben hebt der Stadtwald an. Und die Häuser, alle villenartige Gebäude, einstückig mit französischem Mansardendach. Vor meinem Hause ein stylvolles Eisentor zwischens Straße und Vorgarten und hinten ein wahrer Park. Darin ein feines Gartenhaus wie für Gott in Frankreich. Und im Hause Gas in allen Zimmern, Wasserleitung, Parket, Berliner Decken, Tapeten — und gleichwohl immer noch zu vermieten!“

Herr Apollo Sabinus Müller kratzte sich sehr ärgerlich hinter dem Hauskappchen nach diesem längeren beredten Monolog. Auf der Bühne leiten längere Monologe unfehlbar eine entscheidende Wendung ein. Aber hier auf der Waldstraße förderten sie in keiner Weise irgend welche Handlung.

In diesem Augenblicke bog ein feiner Zweispänner in weiter Entfernung von der Blumenstraße her in die Waldstraße ein.

„Wer wird es sein?“ brummte Müller. „Den kenne ich auf tausend Meier. Froßch und Compagnie, der langweilige Tapetenfabrikant! — Aber nein. Die fahren ja Schritt. Das kann her gar nicht. Hohe Militärs sind's. Ein Dragoner lenkt. Ein Lakai sitzt mit gekreuzten Armen — wie Napoleon bei Bagaram im Museum — neben ihm auf dem Bock. Ein hoher Offizier mit seiner Dame im Wagen — jetzt zeigt sie mit ihrem Sonnenschirm hierher auf meine Papierchen im ersten Stock — Gott stärke mich, sie hatten!“

Sie hielten in der That. Herr Müller hatte das Käppchen in die Hand genommen und die Pfeife hastig hinter der Haus-

thür verborgen. Sie war ihm unter den Monologen ohnehin ausgegangen. Zum Deffinen des Schlages kam er zu spät. Das hatte der Lakai bereits besorgt. Auch der hohe Offizier und dessen Gattin waren bereits ausgestiegen, als Müller eben seinen ersten Rückblick darbrachte.

„Sie sind wohl der Haus“ —

„Hausherr, ja wohl, zu dienen, Herr“ —

Der Offizier hatte Hausmeister oder Hausmann jagen wollen. Er lächelte jetzt zufrieden, daß der Bekannte ihm bereits bei der neutralen Silbe „Haus“ — ins Wort gefallen war.

„Mein Name ist Apollo Sabinus Müller, Herr Oberstleutnant“ — einen geringeren Rang durfte der Hauswirth den breiten rothen Streifen an den Beinleidern des Offiziers und den schweren gekochten Achseln nicht zutrauen.

Der Offizier lächelte schon wieder. Seine Dame nun auch. „Generalmajor, Herr Müller,“ sagte er mit freundlicher Stimme.

Herr Müller wurde roth wie ein Jüngling. „Entschuldigen Sie tausend Mal, Herr Generalmajor, wir Civilisten sind nun mal so — am Ende gar der neue Herr Stadtkommandant?“

„Ja, der bin ich, Herr Müller“ —

„Herr Generalmajor, Herr Stadtkommandant, Excellenz, was verschafft mir die Ehre?“

„Sie haben ihre Bel-Etage zu vermieten, wie ich sehe. Können Sie uns das Logis zeigen?“

„Sofort, Excellenz!“

Dabei verchwand Apollo mit einem einzigen Sage oberhalb der vier Stufen, welche zu seiner Wohnung führten, und kehrte unmittelbar darauf mit einem Schlüsselbund zurück.

„Hier im Treppentur zieht es recht,“ bemerkte die Dame fröhlich, indem sie ihr Tuch dichter um den Hals nahm.

„Nur weil die Niese die Hinterthür wieder offen gelassen hat, meine gnädige Excellenz!“ betheuerte Sabinus und schlug dabei in derselben Sekunde die Hinterpforte krachend zu. „Und wenn wir nun vollends uns auch die Hausthür geschlossen denken, meine Gnädige“ —

„Wir haben Eile. Wir denken uns das lieber später,“ mahnte eindringlich die milde Stimme des Offiziers.

„Also besteben die gnädigen Herrschaften hinaufzusteigen.“

„Führen Sie uns, Herr Müller.“

Einen Augenblick kämpfte der Hauswirth den gerechten Kampf in seinem Innern durch, ob der Herr Generalmajor das ernstlich meine, Herrn Apollo Sabinus Müller den Vortritt zugeben, oder ob der neue Herr Stadtkommandant etwa für nöthig befände, einen Hausbesitzer der Waldstraße auf dessen Vertraulichkeit mit „Knigge's Umgang mit Menschen“ zu prüfen. Aber die Worte waren mit soldatischer Gradheit und beinahe im Beschlusse gesprochen. So hüpfte denn Müller unbedenklich voran.

„Die Stufen sind ein wenig steil und schmal, Ottfried,“ hörte Sabinus die Dame flüstern. Leider aber war diese Bemerkung nicht laut genug hingeworfen, daß Herr Müllers Bekanntschaft mit Knigge's klassischem Werke diesem gestattet hätte, der in seinem Busen feststehenden Ueberzeugung des Gegentheils Ausdruck zu verleihen.

„Ich finde das nicht, meine Liebe,“ gab jetzt der hohe Stadts-offizier zu Müllers hoher Befriedigung in demselben halblauten Ton zurück.

„Sahen Sie nur diese stylvollen Kandelabrier, Excellenz“ —

„Ich sehe sie, Herr Müller,“ erwiderte der behelmte Krieger mit einem Lächeln, welches Apollo für sehr wohlwollend hielt.

Die Bel-Etage wurde aufgeschlossen.

„Das riecht doch hier sehr nach Neubau,“ klagte die Gnädige. „Der Terpentins- und Oelfarbengeruch könnte mich tödten.“

„Nur im Vorlaal riecht es noch ein Bißchen, meine Gnädige,“ mandte Müller ein, „weil die Lüftung da weniger hineingedrungen ist. Aber das Haus ist strohtrocken. Die Versicherungsgesellschaft fand es fast zu trocken.“

„Ja, es brennt viel ab,“ bemerkte die Excellenz, auch sehr trocken

„Aber schließen Sie da vorn auf, guter Mann. Den Vorfaal habe ich nun zur Genüge recognoscirt.“

Die Flügelthüren der Staatsgemächer, zu denen man von dem breiten Vorfaal aus gelangte, flogen auf. Es waren schöne Zimmer, hoch und weit, geschmackvoll ausgestattet mit Getäfel, Parket und Tapeten.

„Ach, so blau!“ klagte die Dame einmal, als sie in eines der größeren Zimmer zur linken Hälfte trat. „Das paßt ja gar nicht zu meinen Boudoirmöbeln! Das müßten Sie seidengrau mit röthlichen Streifen nach Muster tapeziren lassen, Herr Müller,“ erklärte sie bestimmt.

Apollo warf einen hilfsehenden Blick nach dem freundlichen feinen Stabsoffizier. Aber diesmal stand dieser auf der Seite der Gattin. Denn er sagte: „Allerdings, dieser Farbenkontrast würde nur zur Zeit des Carnevals ertragen werden.“

„Nun denn, mit Vergnügen, ich lasse tapezieren, wie Sie befehlen,“ stammelte Sabinus.

Im Uebrigen schien auch das verwöhnte und forschende Auge der Gnädigen an der Wohnung Gefallen zu finden. Sie vertheilte die vorhandenen Räume nach ihrem Ermessen zu Wohn- und Schlafzimmern für sich, ihr zwölfjähriges Töchterchen, die Bonne. Das letzte geräumigste Gemach der Vorderfront sollte das Arbeits- und Bibliothekszimmer des Gatten werden. Der Generalmajor stimmte allen diesen Anordnungen zu. Nun erklärte er, nach Beschichtigung der ganzen Wohnung, entschieden, er werde sein Schlafzimmer im Gartenhaus einrichten, um die Seinen nicht zu stören, wenn er spät vom Dienste oder vom Kasino heimkehre oder sehr früh dienstlich abreiten müsse. Der

Wirth versprach gern auch zu diesem „hochlöblichen“ Zwecke das Gartenhaus einzurichten.

Dann wurden die sämmtlichen Wirthschaftsräume, die Stuben des Gesindes, Küche, Ställe, Boden und Keller eingehend besichtigt. Es gab fast nichts auszuweisen.

„Meine Leute, Blinkmann und Schwernsdorf, schlafen hier in der Kammer, wo der Vorfaal rechts nach dem Garten zu endet,“ erklärte der Generalmajor mit strategischer Sicherheit. „Erstens damit Ihr hier bei Nacht männlichen Schutz habt. Und zweitens, damit sie mit meinen Fenstern unten und mit meiner Ordre Fühlung haben.“

„Na, lieber Mann, entgegenete die Gnädige, was Blinkmann anlangt, so wird diese Fühlung wohl etwas locker werden. Sein Schnarchen allerdings kannst Du vielleicht auch da unten noch hören.“

„Ihr macht den guten, tüchtigen Burtschen immer lächerlich wegen seines ungeheuer gesunden Schlafes. Aber es bleibt dabei, liebe Frau, meine Leute werden hier oben in dieser Kammer schlafen. Die daran stoßende Kammer kannst Du nach Gutdünken verwenden. Die ihr zur Linken des Vorfaals gegenüber liegende Kammer, welche mit meinem Arbeitszimmer in Verbindung steht, werde ich zu meiner Garderobe auswählen. Deine Diensthoten schlafen oben in den Mansarden.“

Alle diese Erörterungen waren leise und vertraulich zwischen den Ehegatten gepflogen worden. Herrn Müller sank ein Stein vom Herzen, als der Generalmajor endlich auf ihn trat und sagte:

„Achtshundert Thaler Miethe verlangten Sie?“ (Fortf.)

H ü b e n u n d d r ü b e n .

Eine wahre Geschichte von E. Schütte.

(Nachdruck verboten.)

Das Hoftheater einer mittelgroßen deutschen Residenz hatte gestern einen überaus glücklichen Abend zu verzeichnen; ein Kind der Stadt errang nämlich bei seinem ersten Auftreten als Sängerin einen außergewöhnlichen Erfolg. Wo Glück ist, da ist auch Neid, das ist ein Naturgesetz. Das Glück war bei der jugendlichen, reizenden Debitantin Doris Nordheim, der Neid fraß in dem Herzen der alternden Primadonna Martha Rauf, die schon oft von der ehrlichen Kritik den guten Rath erhalten hatte, sich doch endlich in den wohlverdienten Ruhestand versetzen zu lassen. Schon lange hatte Martha Rauf das Auftreten der jugendlich schönen und stimmlich sehr begabten Doris Nordheim gefürchtet. Sie hatte das Gefühl, daß dann Doris Stern steigen, der ihrige aber niedergehen würde und dem mußte sie vorbeugen, gleichviel mit welchen Mitteln. Bekommenen Herzens hatte sie bei der ersten Probe sich geflehen müssen, daß Doris Nordheim ein gottbegnadetes Talent besaß, an dem nichts zu verlästern, nichts zu verkleinern war. Aber die Jähigkeit alternder Künstlerinnen ist ja weltbekannt und Martha Rauf suchte und fand andere Waffen, mit denen sie ihre Nebenbuhlerin unschädlich zu machen gedachte.

Doris Nordheim stand in ihrem zwanzigsten Lebensjahr und in der Blüthe außergewöhnlicher Schönheit. Sie war das Kind völlig mittelloser Eltern, die kurz nach ihrer Geburt gestorben waren. Ein entfernter Verwandter, der Musiklehrer Gottlieb Waidmüller, hatte Doris an Kindesstatt angenommen, und sie, trotzdem ihm seine Frau sehr früh starb, mit großer Liebe und Aufopferung erzogen. Natürlich war ihr Triumph auch der seinige, war er doch ihr erster Lehrer in Musik und Gesang gewesen. Schon um sechs Uhr am Morgen nach dem so glänzenden Erfolg seiner Pflgetochter besand sich Waidmüller auf der Straße, um von jeder in der Residenz erscheinenden Zeitung eine oder mehrere Nummern zu kaufen. Und mit welcher Freude, welchem Stolz las er dann zu Hause die vorzüglichen Kritiken. Wieder und wieder las er all die Besätigungen, daß sein Augapfel, seine Doris, über Nacht eine Größe, eine Berühmtheit geworden war. Gerade die ersten Zeitungen brachten die besten Besprechungen. Jetzt griff er zu einem minder angesehenen Blatt, im Anfang las er dieselbe lobende Recension. Dann aber suchte Waidmüller doch zusammen und zornig warf er die Zeitung auf den Boden mit den Worten: „Pfiu, so erbärmlich, einen jungen, grünen Lorbeer mit Schmutz zu bewerfen, so heimtückisch in den Becher der Freude den Vernunftstropfen zu gießen. Das konnte nur eine Ihun — die Primadonna Martha Rauf. Freilich nutzen wird es ihr nichts, aber Doris muß dadurch die faule Sache doch erfahren. Pfiu, pfiu, was ist der Neid für ein böses Laster!“

Weiter kam er in seinen Zornesausbrüchen nicht, denn die Thüre seines einfachen aber gemüthlichen Zimmers ward plötzlich aufgerissen und seine Doris, sein Glück, sein Kleinod, sein Augapfel trat freudestrahlend ein, einen Brief in der Hand schwingend.

„Der Papachen, ein Brief von der General-Intendant! Engagirt, zehntausend Mark Gage! Spielhonorar! Soll das ein Leben geben, Papachen, so viel Geld können wir einfachen Leute gar nicht klein kriegen!“

Eine lange Zeit freuten sich die beiden guten Menschen über ihr Glück, dann aber hielt es Waidmüller für seine Pflicht, Doris die nichtswürdige Notiz in der Zeitung zu zeigen. Er wollte sie vorsichtig vorbereiten, aber Doris rief lachend: „Etwas unangenehmes, nun los, Papachen, das schreckt mich nicht, im Gegentheil, einige dunkle Wolken machen den Sonnenschein nur um so schätzbarer!“ Waidmüller reichte ihr die Zeitung, bezeichnete ihr die Stelle und Doris las mit mehr Ueberrachung als Schreck: „Die Debitantin ist die Schwester des etwa vor achtzehn Jahren wegen Diebstahles zu drei Jahren Gefängnis verurtheilten und aus der Haft entsprungnen Schlosserlehrlings Nordheim.“

Doris ließ die Zeitung sinken und ihr schönes Auge ruhig auf Waidmüller richtend, frag sie: „Ist das nur Neid und Bosheit oder ist auch etwas Wahrheit dabei?“

Nachdem Waidmüller einen Anflug von Zorn glücklich überwinden hatte, erwiderte er ruhig: „Es ist wahr und auch wieder nicht wahr. Höre und urtheile selbst. Der Diebstahl geschah hier in der Stadt bei dem schon längst gestorbenen Kaufmann Kleinschmidt. Derselbe hatte den Schlüssel zu seinem Kult verlegt oder verloren und schickte deshalb zu einem Schlossermeister, und eben dieser schickte seinen Lehrling, Deinen Bruder Heinrich. Während sich dieser mit dem Oeffnen des Schlosses beschäftigte, erscholl draußen auf dem Flur ein furchtbares Geschrei, ein Kind war die Treppe hinabgefallen. Kleinschmidt stürzte erschrocken hinaus, um nachzusehen, und als er nach einiger Zeit zurückkehrte, hatte Dein Bruder seine Aufgabe bereits erfüllt. Kaum aber ist er aus dem Hause, da entdeckte Kleinschmidt, daß ihm fünftausend Thaler in Kassenscheinen fehlen. Der Schlüssel fand sich in Kleinschmidt's Sommerüberzieher, es konnte also scheinbar kein Anderer als Dein Bruder das Geld entwendet haben. Aber, ich sage Dir, der Thäter war er nicht, obgleich man ihn verurtheilte, Derjenige war es, der Deinem Bruder Gelegenheit gab zu entfliehen und Geld genug, um die Flucht bis nach Amerika auszudehnen.“

„Und dort ist mein armer Bruder gestorben?“

„So vermuthet ich, denn man hat nie wieder von ihm gehört,“

die Welt hat die Geschichte eines armen Schloßerjungen bald vergessen, kein Mensch sprach schon nach kurzer Zeit mehr davon — und jetzt nach zwanzig Jahren — ach, das ist ja höchst erbärmlich — aber es soll ihr nichts nützen, der Glanz Deines Ruhmes umstrahlt in kurzer Zeit so hellleuchtend den Namen Nordheim, daß Niemand es mehr wagen wird, ihn mit der abgethanen Bergangenheit in Verbindung zu bringen. Du bist Apollo's Lieblingskind und hast nichts mit einer That gemein, die geschah, bevor Du geboren warst."

Wenden wir den Blick von hüben nach drüben, nach Amerika,

nach Chicago. Vor dem Haupteingang der Ausstellung hielt ein hocheleganter Wagen, bespannt mit zwei edlen Rassenpferden. Der Diener sprang vom Boche und öffnete den Wagenschlag, ehrerbietig die Linke am Hutrande haltend. Ein Herr von vornehmen Aeußern, in der Mitte der dreißiger Jahre stehend, stieg aus und betrat die Ausstellung, die beinahe demüthigen Grüße der Thürhüter und Controleure freundlich erwiderte. Dieser Herr war Harry Johnson, einer der bedeutendsten Aussteller und alleiniger Inhaber der weltberühmten Maschinenfabrik Harry Johnson.

(Schluß folgt.)

*** Kleines Feuilleton. ***

Allerlei.

OW. Englische Reklame. Man schreibt uns aus London, 13. März: England ist ja bekanntlich das Land der Reklame, und zwar einer solchen der aufbringlichsten und meist der denkbar umschönsten Art. Auf Reisen ist es oftmals selbst für den an den Anflug gewöhnten Eingeborenen ganz unmöglich den Namen einer Eisenbahnstation zu entdecken, an welcher sein Zug hält, weil sich das Schild, auf dem derselbe steht, inmitten einer Unmasse anderer befindet, auf denen durch schauerhafte Bilder und mit riesengroßen Buchstaben der Welt das wirklich beste Waschblau oder der einzig unverfälschte Mostirich angeboten wird. Der Fabrikant eines bekannten Nahrungsmittels für Säuglinge läßt dasselbe auf großen Wagen durch London fahren, die genau wie Feuerpistolen ausgestattet sind, und oftmals sieht man eine lächerliche Figur mit einer mindestens zwanzig Centimeter langen diesen Käse auf einem Zweirade durch die Straßen sausen, die wir auf dem Titelblatte einer der „sogenannten“ humoristischen Zeitungen wieder finden. Täglich sinnt man neue Mittel der Reklame, so kündete soeben eine große Ausschattungsfirma, die Toilettengegenstände aller Art verkauft, an, daß sie jedem Kunden, der an einem bestimmten Tage etwas bei ihr entnimmt, zwölf Monate später am gleichen Tage gegen Vorzeigung der Quittung einen beliebigen Gegenstand gleichen Wertes umsonst geben wolle. Ein erfindereicher Hutmacher aber ließ eine Niesenzere anfertigen und machte bekannt, daß dieselbe täglich von sechs bis neun Uhr Abends brennen würde. Er forderte das geehrte Publikum von Stadt und Land auf, zu raten, wann und um welche Zeit die Niesenzere zu Ende gehen müßte, und versprach für die letzte Kalkulation 50 Mark, und für die hundert nächstbesten kleinere Geldpreise und Hüte. Die Polizei verurtheilte den Mann dieserhalb wegen Vergehens gegen das Lotteriegesez zu belangen, doch ohne Erfolg, da es bei dem Spiel keine Einlässe gab. Ein hiesiges Wochenblatt „Tit Bits“ aber, das nur Schurren und phantastische Erzählungen enthält, und daher von Londons Kaufburschen und Dienstmädchen protegirt wird, bietet seinen Lesern fortwährend Preise für die Lösung aller möglichen Aufgaben an. In diesem Falle handelt es sich aber unbedingt um Lotteriespiel, denn der Preis des Blattes bildet den Einsatz. Bekanntlich sind ja in England Lotterien als unmoralisch gesezlich verboten, und so machte es einen geradezu komischen Eindruck, als „Tit Bits“ unlängst über dieselben herzog, und z. B. eine Reihe von Artikeln brachte, unter dem Titel: „Die deutsche Staatslotterie, ein gigantischer Schwindel.“ Diese Ueberschrift allein zeigt schon, welch „erfahrene und gelehrte“ Herren Redakteur und seine Mitarbeiter sein müssen.

— **Von russischen Postverhältnissen** plaudert die „Now. Wremja“: Das Postwesen im Innern des Reiches steckt ja bekanntlich noch in den Kinderstuben, was sowohl auf die riesigen Entfernungen als auf die Spärlichkeit der Eisenbahnverbindungen zurückzuführen ist. Es giebt daher bei uns Städte, die geographisch kaum 400 Werst von einander entfernt sind, postalisch jedoch weiter als Kiew und unser liebes Toulon. Von einem solchen Städtepaare können wir absonderliche Dinge berichten. Einer unserer Freunde wohnt in Kiew und hat einen beständigen Geschäftsverkehr mit einigen Personen, die in der Nähe von Nowno, Gouvernement Wolhynien sechs Werst von der Station Nowno lebten. Der Postverkehr mit diesen Geschäftsfreunden ist, wie unser Freund schreibt, nur durch eingeschriebene Sen-

dungen möglich; alle ordinären Briefschaften gehen einfach auf dem Wege zwischen diesen beiden Punkten spurlos verloren — das ist schon seit Jahren hier zu Lande so der Brauch. Unser Freund beendet seine Korrespondenz gewöhnlich um 5 Uhr Nachmittags, um welche Stunde das Hauptpostamt in Kiew bereits geschlossen ist. Er giebt daher die Sendung in dem Haupt-Telegraphenamnt auf. Dieses pflegt alle eingeschriebenen Briefschaften zweimal täglich um 12 und um 4 Uhr Nachmittags auf das Haupt-Postamt zu senden, obgleich diese Stunden durchaus nicht der Abgangszeit der Postzüge entsprechen. Vielleicht wirkt die Erledigung vor dem Frühstück und Mittag förderlich auf die Verdaunung der Telegraphenbeamten. Wenn nun also unser Freund seinen Korrespondenten in Nowno einen eingeschriebenen Brief zuschickt, so nimmt dieses Ereigniß folgenden Verlauf: Am Montag um 5 Uhr Nachmittags schießt er die Briefschaften ins Telegraphenamnt; am Dienstag um 12 Uhr Mittags werden sie dem Hauptpostamt überhandt, am Mittwoch um 9 Uhr Morgens gehen sie mit dem Postzuge der Süd-West-Bahn nach Nowno ab, wo sie um 12 Uhr Nachts eintreffen. Am Donnerstag findet in Nowno die Sonderung der Briefschaften statt, die angesichts des spärlichen Beamtenpersonals nicht früher vorgenommen werden kann. Am Freitag um 1 Uhr Nachmittags wird aus der Stadt Nowno die Anweisung des Postamtes der 6 Werst entfernten Gemeindevverwaltung des Dorfes Nowno zugesandt, und am Sonnabend 5 Uhr Nachmittags befindet sich die Nachricht, daß ein Brief für ihn angekommen sei, glücklich in den Händen des Adressaten. Am Sonntag findet im Postamte keine Ausgabe von Briefschaften statt, der Adressat wartet also bis zum Montag und begiebt sich dann nach Nowno, um gegen Vorzeigung der Anweisung den Brief in Empfang zu nehmen. Die Entfernung zwischen Kiew und Nowno beträgt 366 Werst (389 Kilometer). In der Zeit, die der Brief braucht, um von Kiew nach Nowno zu kommen, kann der Absender ganz bequem von Kiew nach Toulon reisen, dort auf dem Plage vor dem „Hotel de Ville“ einige Male „Vive la France“ schreien und dann gemüthlich heimkehren; wollte er aber zu Hause eine Antwort aus Nowno vorfinden, so könnte er noch einen Abschießer nach Paris machen und sich dort in Ruhe Alles genau ansehen.

— **Zweihundzwanzig Jahre lebendig begraben!** Im Jahre 1872 verschwand aus der Villa Selha de Rodao in Lissabon der zwölfjährige Sohn der Familie Gonzago, und alle Recherchen nach dem Verbleib desselben waren fruchtlos. Die Eltern, der Verzweiflung nahe setzten eine hohe Summe für denjenigen aus, der ihnen ihr Kind wieder zuführen würde. — Es muß bemerkt werden, daß Carlos Gonzago aus einer früheren Ehe seines Vaters stammte, und daß dieser, nach einigen Monaten der Wittwenschaft, sich zum zweiten Male verheiratet hatte. Auch aus diesem Bindniß war ein Sohn entprossen. Das ganze beträchtliche Vermögen der Familie aber stammte von der ersten Gattin Gonzago's her, weshalb dieses auch zwischen dem ältesten Sohne und seinem Vater bei der Majorrenität des Ersteren getheilt werden sollte. — Nun war jener Erbe verschwunden, während sein Vater vor ca. 5 Jahren bei einem Nitt verunglückte und starb. Jüngst erkrankte auch Frau Gonzago schwer, und als der Arzt ihr den nahen Tod verkündete, verlangte die Sterbende nach ihrem Neichwater. Diesem gestand sie nur, daß sie ihren Gatten zu Gunsten des ihr selbst geborenen Kindes zu bestimmen gewußt habe, Carlos Gonzago in einem Keller des Hauses zu verbergen und ihn in den Augen der Welt für immer verschwinden zu lassen. Bald nach beendetet

Beichte schloß die Schuldige die Augen. Bei der unmittelbar darauf erfolgten Durchsuchung der Villa fand man wirklich den nummehr 34 Jahre alten Unglücklichen vor. Gleich einem Thiere hatte man ihm durch ein Schießfenster die nöthigste Nahrung verabreicht. Sonderbarerweise hat der Geisteszustand des Unglücklichen nicht gelitten; nur ist er der Sprache nicht mächtig.

— **Der Abbe Faure**, der lange Jahre Gefängniß-Geistlicher der Grande Roquette war und die armen Sünder aus diesem Pariser Gefängniß zum Blutgerüst zu begleiten hatte, ist in Paris vor einiger Zeit gestorben. Seine Familie hat jetzt seine Aufzeichnungen herausgegeben, und in diesen finden sich merkwürdige Beiträge zur Kunde des Seelenlebens von Mördern und ihrer Angehörigen. Hier das Erlebnis des Verstorbenen mit der Mutter des Raubmörders Bodable. Kaum war seine Hinrichtung vorüber, als die treffliche Dame sich in der Grande Roquette meldete, um die Habeligkeiten ihres Sohnes zu fordern. Man verabfolgte ihr ein Bündel zerlumpter Kleider und ein Paar schlechte Schuhe aus. Sie besah sich ihre Erbschaft und rief: „Hat er keine anderen Schuhe zurückgelassen?“ — „Nein.“ — „Aber bei seiner Verhaftung hat er doch ein Paar neue Schuhe für 15 Fres. gehabt, wo sind die hingekommen?“ — „Die hat er angehabt, als er starb.“ — „Was! Dieser Junge! Hat er die neuen Schuhe angezogen! Die alten waren ihm für die paar Schritte nicht gut genug!“ Und sie ging zornentbrannt von dannen.

— **Von Schloß und Rittergut Schwante** im osthaveländischen Kreise, das kürzlich durch Kauf in den Besitz des Prinzen Heinrich von Preußen gelangt sein soll, berichtet eine märkische Sage: Ein Herr von Nedern, dessen Vorfahren das Schloß Schwante Jahrhunderte lang im Besiz hatten, lag in schwerer Krankheit darnieder. Obgleich er im besten Mannesalter stand, schwanden seine Kräfte sichtlich dahin, zumal er keinen stärkenden Schlaf mehr finden konnte, da die in den umliegenden Gräben und Sümpfen hausenden Frösche täglich ein entsetzliches Gequatsel vernehmen ließen. Also ward der Junfer von Nedern gar trübsalig, weil er sein nahes Ende glaubte fürchten zu müssen, und sein Weib weinte sich die Augen schier aus dem Kopfe. Da ist eines Tages ein Bettler in das Herrenhaus zu Schwante gekommen, ist anständig bewirthet und beschenkt worden, und als er sich dankend verabschieden wollte, hat er die verweinten Augen der Frau von Nedern bemerkt. Forschend nach der Ursache solcher Bekümmerniß, ist ihm die rechte Antwort zu Theil geworden, also, daß die Frösche die einzig störende Ursache seien, und daß des gnädigen Herrn Gesundheit nicht wollte wiedertehren. Der Fremde, voller Dank für die genossenen Wohlthaten, sagte, als er sich verabschieden wollte: „Den Fröschen werd' ich schon das Maul stopfen.“ Darauf ist der Fremde in großem Kreislauf um das Herrenhaus gegangen, hat dabei unverständliche Beschwörungsworte genurnelt, und immer größer wurde der Kreis, den er zog, bis er in der Dämmerung verschwand. Von dem Tage an hat man keines Frösches Geschrei mehr gehört im weiten Umkreis von Schloß Schwante. Zwar sitzen die grünen Springer in den Wassergräben ringsum noch sehr zahlreich, aber sie sind stumm für immer. Der besagte Herr von Nedern ward alsbald gesund; erfreute sich eines langen Lebens und bedauerte nur, daß er seinen Wohlthäter nicht ganz besonders noch danken konnte. Das ist die Sage von den stumm gemachten Fröschen auf Schwante im Osthaveland.

— **Was Kaltblütigkeit bei der Bienezucht vermag**, zeigt ein in Rudolstadt auf einer Insektivernammlung erzähltes Beispiel. Ein etwa zehnjähriger Knabe stand barhäuptig nahe bei dem Bienenstande, als eben ein Schwarm auszog. Nach einigem Hin- und Herfliegen nahm die Königin ihren Sitz auf dem Kopfe des Knaben und rasch folgten Tausende von Bienen. Der Vater, der die Sachlage sofort erkannte, rief dem Jungen, der schon öfter beim Schwarmfassen zusehen hatte, nur in aller Eile zu: „Rühr' Dich nicht, Hans! Mach' den Mund und die Augen zu, ich werd' den Schwarm gleich taufen und einfassen.“ Der Knabe gehorchte, der Vater goß Wasser über den von Bienen eingehüllten Kopf des Knaben, bog lehteren etwas nach vorn und strich mit einem Federwisch die ganze Gesellschaft in einen untergehalteneu Strohkorb. Der Knabe hatte keinen einzigen Stich erhalten.

— **Warum weinst Du?** Vor einigen Jahren fand bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Gastmahl statt, zu welchem auch einige indianische Häuptlinge eingeladen waren. Eine der Nothhäute bemerkte, daß sein bleichgesichtiger Nachbar sich zum Fleische eine ganz kleine Menge

eines Breies nahm, der in einem zierlichen Gefäße vor ihm stand. Es war ein scharfer Senf. Der in dieser Beziehung unerfahrene Indianer meinte, diese Speise müsse eine besondere Kostbarkeit sein und benützte die Gelegenheit, sich recht ausgiebig mit ihr zu versorgen. Er verzehrte auf einmal einen großen Löffel voll davon, verspürte ein gewaltiges Brennen, verschluckte aber tapfer die schreckliche Speise, wobei er jedoch nicht verhindern konnte, daß ihm Thränen in die Augen traten. Sein anderer Nachbar, auch eine Nothhaut, fragte erstaunt: „Warum weinst Du denn?“ „Weil ich daran denke, daß heute vor acht Jahren mein Vater im Mississippi ertrunken ist,“ antwortete jener. Nach einiger Zeit nahm der andere Indianer eine ebenso große Menge Senfes zu sich, und nun war das Weinen an ihm. Da fragte spöttlich sein Genosse: „Und warum weinst denn Du jetzt?“ „Weil ich mich darüber gräme, daß nicht auch Du damals im Mississippi ertrunken bist,“ lautete die Antwort.

Vom Tage.

— **Mit der Mitgift durchgegangen.** Heirathen, um sich mit dem Gelde des Schwiegervaters zu rangiren, alte Schulden zu zahlen und ähnlichen unangenehmen Dingen ein Ende zu machen, das ist in de siècle leider nur zu häufig prakticirt worden; aber sich verloben, die Mitgift der Braut anticipando in Empfang zu nehmen, dann durchzubrennen und das erhaltene Geld zur Gründung eines Hausstandes mit einer — Andern zu verwenden, das ist wohl noch nicht dagewesen. Nach vorhergegangenen Familienrathe hatte Herr S., ein bekannter Wiener Bürger, beschloßen, seinen Sohn Gustav zu verheirathen. Dieser war schon 26 Jahre alt; seine Beschäftigung bestand darin, daß er den Vormittag über sich im Bureau des Vaters rechtschaffen ausschloß, Nachmittags auf irgend eine mögliche Art Geld auftrieb, um es des Abends zu verputzen. Kürzlich erst hatte er seinem Vater die freudige Botschaft gebracht, daß er einige tausend Gulden Schulden habe, die gezahlt werden müßten, und Herr S., des ewigen Zahlens müde, beschloß, seinen ungerathenen Sohn auf die, wie er meinte, radikalste Weise zu heilen, nämlich ihm eine brave, selbstverständlich sehr wohlhabende Frau zu verschaffen. Nachdem die diversen Schwiegermütter, Tanten und Onkel den Plan gebilligt, begab sich Herr S. auf die Suche. Bald hatte er gefunden, was er wollte, Mizzi F., die einzige Tochter einer reichen Fleischauewittwe, nicht häßlich, dafür aber 29 Jahre alt und gesund bis auf die Zähne, die etwas „angegriffen“ sind. Was sonst noch etwa auszufragen wäre, wird durch die Mitgift von 40 000 Gulden reichlich ausgewogen. Nachdem der brave Gustav mit „Freuden“ eingewilligt, wurde die Verlobung gefeiert, und im kommenden September sollte die Vermählung stattfinden. Doch es kam anders. Gustav erklärte eines Tages, eine Geschäftsreise nach Berlin machen zu müssen, kam nach kaum einer Woche freudig erregt zurück, erzählte, er sei Compagnon eines ganz neuartigen Unternehmens geworden, müsse aber sofort 15 000 Gulden haben, da ihm sonst ein Anderer zuvorkommen könne. Er wies als Beleg eine Menge gedruckter Geschäftsarten, Stampigaliten und Briefe vor, führte fortwährend Niesensiffen ins Gesicht, so daß der Fleischauewittwe schließlich ganz schwindelig wurde und sie auf Andringen ihrer Tochter im Vertrauen auf ihren zukünftigen Schwiegervater mit dem Gelde heraussrückte. Gustav verschwand und ward nicht mehr gesehen! Seine Spur führte bis nach Hamburg, dort war er mit einer hübschen, jungen Dame gesehen worden, und Alles, die Zornesausrüche des Vaters, die Verweisung der Fleischauewittwe, das Jammen und Weinen der verlassenen Braut war vergeblich. Endlich nach Verlauf von vier Wochen kam an Mizzi aus Amerika ein Brief, in dem Gustav ihr mittheilte, er habe die 15 000 Gulden benutzt, um mit seiner Jugendliebe, einer Chansonettensängerin, die zuletzt in Wien gewohnt, in das freie Amerika zu fahren und dort zu heirathen. Er bitte sie um Verzeihung, und verspreche ihr, sein erstes Töchterchen Mizzi zu nennen! Herr S. wird wohl „bleichen“ müssen, da die gekränkte Wittve sonst die Strafanzeige erstatten und den ruchlosen Desautanten bis übers Meer verfolgen lassen will.

— **Eine derbe Bückigung** für einen unangebrachten „All“ war die Belohnung, welche dieser Tage ein Herr in einem der besseren Bierlokale in der Friedrichstraße in Berlin einheimste. Von zwei an einem Tische sitzenden Herren stand der eine plötzlich auf und gab seinem vis-a-vis ein paar schallende Ohrfeigen. Natürlich drang nun der Geschlagene auf seinen Angreifer ein und nur durch das eiserne Dazwischentreten von Wirth und Kellnern konnten die Kämpfenden getrennt werden. Als Ursache seines Vorgehens gab der Angreifer an, er habe bemerkt, wie sein Gegenüber drei Zahntocher benutzt und dieselben nach Gebrauch wieder in den Ständer gesteckt habe; diese Coömorerie habe ihn so empört, daß ihn der Zorn übermannte. Eine Unterfuchung der Zahntocher ergab die Nichtigkeit dieser Aussage, gegen die der Beschuldigte nichts einwenden konnte. Das anwesende Publikum nahm nummehr auch Stellung gegen den Uebelthäter, der es vorzog, nach Bezahlung der Beche, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, nachdem ihm sein Angreifer noch seine Adresse eingehändigt, um ihm den Weg einer Klage zu erleichtern, die er aber kaum erwarten dürfte.